



ANNA BAAR
NIL ROMAN

WALLSTEIN

Anna Baar

Nil

Roman



WALLSTEIN VERLAG

Für Tommy

Ein wahrer Freund ist gleichsam ein zweites Ich.

Cicero

Inhalt

Livestream

Zwischensequenzen

Warteschlangenblues

oder

Die Frau auf dem Bild

Showdown

(Ein Herz, ein Sprung, ein Satz)

Impressum

Livestream

J'ai tant neigé pour que tu dormes
Georgette Philippart für César Vallejo

Ich war es nicht. Seit sie mich hier festhalten, denke ich diesen Satz. Aber ich sage ihn nicht. Nach außen hin soll getan sein, als sei die Rede von nichts. Alles nur wegen des Fetzens Papier, darauf der Rest des Entwurfs für meine letzte Geschichte. Sie ist aus dem Ruder gelaufen, der Zwinger sperrangelweit offen, das Ungeheuer entkommen.

Ich lasse mir nichts unterstellen, lebe zurückgezogen, halte mich an die Gesetze. Meistens sehe ich fern, zocke vielleicht ein bisschen oder notiere mir was. So ziehen die Tage dahin. Pläne habe ich keine. Sicher, noch ist nicht alles erfüllt, aber ich stehe um nichts an. Erkundigt sich einer nach meinem Beruf, sage ich bloß *Erfinder*, denn ich erfinde Geschichten, Fortsetzungsstorys genauer gesagt, für ein Frauenmagazin. Die spielen im Arztmilieu, handeln von Leben und Tod, Liebe und solchen Sachen. Manchmal schreiben Leser an den Chefredakteur, diese und jene Szene habe ihr Leben verändert, ja, manches sei nach der Lektüre tatsächlich eingetreten. Ob man sich infiziert mit dem erfundenen Schicksal, indem man die Nase zu weit zwischen zwei Heftseiten steckt?

Neulich verlangte der Chefredakteur, dass ich meine Fortsetzungsstory in der folgenden Nummer zu einem Ende bringe. Er habe sie aufgrund sich mehrender Leserbeschwerden noch einmal nachgelesen, an einzelnen Sätzen, Gedanken wohl sein Vergnügen gehabt, sich aber ständig gefragt, was die Geschichte soll. Ich konnte ihm nichts erklären, fragte stattdessen nur, wie ich es anstellen solle mit einem jähen Ende. *Meinetwegen,*

entgegnete er, *indem sich das Paar ein Herz nimmt und von einer Klippe springt.*

Die letzten Tage und Nächte habe ich mich am Schlussteil versucht, schließlich alles verworfen, denn wie es geschrieben stand, ging mir alles so nahe, als ginge es dabei um mich, aber nicht rückwärtsgerichtet, nicht memoirenhaft aus dem Leben gegriffen, sondern wahrsagerisch, mitten ins Leben hinein. Mit einem Mal schien es unmöglich, zu einem Schluss zu kommen, ohne selbst zugrunde zu gehen. Es sei denn, sagte ich mir, ich fände den anderen Ausgang, eine Art Hintertüre, durch die ich beizeiten entwischte. Wer weiß, wo die Wahrheit beginnt und wo sie zu Ende ist?

Warum ich überhaupt hier bin? Sie verdächtigen mich. Jedenfalls deutet alles darauf hin. Jemand, wurde behauptet, sei am Vortag verschwunden. Um wen es sich handelt, sagten sie nicht. Ich könne es mir wohl denken, schließlich soll ich Zeuge, vielleicht sogar Drahtzieher sein. Aber das trifft nicht zu. Mit dem Verschwinden gleichwelcher Leute habe ich nichts zu tun.

Ich stelle mir vor: Ein Verhör. Wir sitzen im Halblicht, mir gegenüber Wärter und Kamerafrau. Genau so sollen sie heißen – *Wärter* und *Kamerafrau*. Die Frau bleibt stumm und reglos, Ellbogen auf dem Tisch, das Kameraauge des Smartphones dauernd auf mich gerichtet. Der Wärter stellt allerhand Fragen, schnippt an seiner Zigarre. Bei jedem kräftigen Zug sehe ich im Schein der knisternden Glut ein neues Gesicht; ein geläufiges Phänomen, wie früher mit Papa beim Guck-guck-Spielen – sooft er die Hände von seinem Gesicht nahm, sah mich ein anderer an.

Noch heute bin ich nie sicher, wer sich als nächster zeigt, wenn Papa von *damals* erzählt, szenische Anekdoten aus einem früheren Leben; zum Beispiel von seiner Zeit als Dompteur oder als Weltenbummler. In Mostar,

bald nach dem Krieg, habe er einen gesehen, einbeinig und auf Krücken, der für ein lumpiges Kleingeld von einer steinernen Brücke in den eiskalten Fluss sprang, immer und immer wieder, oder in Rom auf dem Petersplatz einen als Priester verkleideten Mann, der bot einem Grüppchen Touristen Haschisch und Ecstasy an, und auf dem Pariser Friedhof die Grabinschrift eines Dichters, der, so ging die Legende, entkräftet von Hunger und Kälte im dichten Schneetreiben einschlief, nachdem er auf dem Heimweg ausgerutscht und hingestürzt war.

Hat Papa den Namen des Dichters genannt oder den Grabspruch zitiert? Ich stelle ihm keine Fragen. Kommt er ins Reden, werde ich still. Im Schweigen ist weniger Stummsein als in den gängigen Worten.

Wir werden unsere Geschichten nicht los, ob wir sie nun erzählen oder nicht, manchmal rutscht etwas davon heraus, mitten ins Schweigen hinein, in die stehengebliebene Zeit, zu einem Schwank gekürzt, einer Kurzfilmsequenz. Kann sein, wir tun was hinzu, oder wir lassen was aus, spielen uns zu Helden auf, spielen die andern herunter. Wir stolpern, fallen uns ins Wort. Am Ende trifft alles zu, gerade das Ausgedachte. Es wäre völlig absurd, nach dem Wahrheitsgehalt einer Erzählung zu fragen. Wenn es nicht wahr ist, sagt Papa, ist es doch gut erfunden. Er nannte sich immer Dompteur. Für Mama war er Direktor, für mich bloß ein Käfigputzer. Kam er vom Zoo nach Hause, roch er selbst wie ein Tier.

Ab und zu nahm er mich mit. Sowie er in seinem Revier war, schritt er weit aus und tat wichtig, als sei es ein Sonderrecht, so oft und so lange man wollte an seinem Ort zu verweilen; jedes Kind, behauptete er, würde mich darum beneiden. Er hasste es, wenn ich heulend vor einem der Käfige stand, mit seinen Gefangenen sprach, mich gar vor ihnen verneigte. Immer geriet er dann wortreich über die Gitter ins Schwärmen, die Stäbe aus Schmiedeeisen, die Bunde feuergeschweißt, felsenfest, ausbruchssicher –

Wovor fürchtest du dich? Meine Beklemmung aber rührte nicht von der Furcht vor den armen Geschöpfen jenseits der riesigen Gitter, sondern von meinem Ekel vor seinem dummen Wahn, die Insassen zu beherrschen. Rechtmäßig herrscht doch nur, wer das Wilde nicht einsperrt und schwächt, sondern in Freiheit bezähmt. Papa und die Tiere blieben durch Schlösser und Riegel getrennt, abhängig voneinander statt in Liebe verbunden.

Der Zoo war ein Tiergefängnis. Sowie man durchs quietschende Drehkreuz trat, beiderseits Gitter an Gitter ohne ein Fleckchen Grün, zur Linken ein Rudel Makaken, rechts ein Pavianpäarchen, zuweilen apathisch kauern, oft in rastlosem Kreisen ohne Versteckmöglichkeit, zur Schau gestellt zum Ergötzen beim Dahinvegetieren, Lausen und Onanieren. Dem einen oder andern mochte es zwar gelingen, am hellichten Nachmittag, zur besten Besucherzeit, in einen Traum zu entfliehen, doch johlte dann meist ein Kind, um den vermeintlichen *Faulpelz* aus seinem Schlaf zu schrecken. Und wenn sich die Tiere paarten, hörte man spitze Schreie und das Gackern und Kichern peinlich berührter Damen. Ja, die viehischsten Laute kamen aus Menschenkehlen, und zärtlich klangen sie nur beim Streicheltierareal unter der Dachterrasse. Dort gab es Pampashasen, Meerschweinchen und Kaninchen.

Der Ausgang zur Dachterrasse war winters mit einer Kette verhängt. Droben befand sich ein weiterer Zwinger, und gelegentlich sah ich, wie ein Besucher zurückwich nach einem ersten Blick; und manches Besucherkind kreischte und streckte die Zunge heraus, was hinterm Gitter im Pool lag, zu einer Regung zu reizen. Ein einsames Krokodil! Heute noch sehe ich deutlich, was aus dem Becken ragte, den schuppig gepanzerten Rücken, die immer offenen Augen; und wenn mir das Wasser vorkam wie von dünner Eisschicht bedeckt, oder wenn ich das schöne Reptil in einem Schaufenster sah, als lebensechte Attrappe hinter dem eigenen Spiegelbild, während ich, um sicherzugehen, die Auslage fotografierte, oder wenn es, konnte das

sein?, aus unserm Swimmingpool tauchte, zwischen schreienden Kindern und aufgeblasenen Schwimmtieren tollwütig um sich schnappend, nahm ich es meist gelassen – es ist ja nicht ungewöhnlich, dass die Erinnerung hinkt. Aber von wegen hinken! Als ob sie es nötig hätte, mit irgendwem schrittzuhalten. Sie holt einen doch wieder ein, indem sie ihre Sporen weit in die Gegenwart streut. Das Künftige ist gesät aus der Vergangenheit.

Im hintersten Winkel des Zoos gab es zwei alte Bären. Näherte man sich dem Zwinger, bäumten die beiden sich auf und stampften mit schweren Beinen und wiegten sich hin und her. Und jedes Mal traf mein Blick im Dunkel gebrochener Augen das winzig gespiegelte Kind in seiner tiefen Empfindung, aller Freiheit beraubt, Tier unter Tieren zu sein.

Nie wagte ich zu fragen, warum die gefangenen Grizzlys – oder waren es Kodiaks? – sinnlos im Kreis herumlaufen, stattdessen hoffte ich immer, dass sie sich vor mir paaren, *Papa, wie vögelt ein Bär?* Später erfuhr ich von Mama, ein blinder Kriegsveteran habe sie einst auf dem Jahrmarkt an den Nasen geführt. Einmal, vor aller Augen, habe die alte Bärin den Führer halb totgebissen. Papa habe die beiden vor dem Erschießen gerettet. Die Rettung bestand darin, ihnen den letzten Rest von Freiheit und Würde zu nehmen. Er zog ihnen Zähne und Krallen und brachte sie hinter Gitter.

*

Ich war es nicht ist kein guter Satz, und doch, ich sagte ihn oft, in der Kindheit vor allem. Ein Glas fällt zu Boden, bricht: *Mama, ich war es nicht!* – *Wer war es denn, wenn nicht du?* Ich wusste ihm keinen Namen, dem spukhaften Stellvertreter, der immer nur Unfug machte, während ich bloß dabeistand oder tief und fest schlief. Und machte sich nicht verdächtig, wer auf Dingen beharrte, die sich den Sinnen entziehen? Denk ich an meinen Begleiter, wird mir die Sprache jedes Mal klein, taugt nicht, die

Nacht zu erhellen, in der er sich einquartiert hat. Meine Arme reichen nicht hin, tief genug in die Kindheit zu fühlen. Greif ich mit Worten danach, weichen die Bilder zurück.

Ich war ein verschrobenes Kind, weinte beim Zirpen der Grillen aus Angst vor ihrem Verstummen.

Hier im Warteraum dehnt sich die Zeit, macht mich schläfrig und dumpf. Ansonsten kann ich behaupten, dass mir das Dasein entspricht. Ich gebe nichts auf Gesellschaft, gehe kaum außer Haus. Fragte mich einer nach der Umgebung, ich holte nicht allzu weit aus. Inmitten von Wiesen, Feldern und bewaldeten Hügeln liegt hingestreut eine Stadt, schütter und unscheinbar, wie es Vororte sind, aber ohne das Kommen und Gehen, das dem gewöhnlichen Vorort den Puls einer Großstadt diktiert. Alles woran man hier grenzt, ist dünnbesiedelte Gegend, die Weltfremdelei des Idylls, nur bei günstigem Wind von Größerem angeweht – einer anderen Sprache, einem anderen Land.

Nichts erinnert mehr an den Zoo. Wo einst die Käfige standen, wuchert kniehohes Gras. Schon im Jahr vor der Schließung stand das Affengehege leer, und der Terrassenaufgang blieb im Sommer versperrt. Die Meerschweine und Kaninchen, hat es damals geheißen, haben sich rasend vermehrt – oder war das ein Traum? Über Nacht, ob wahr oder nicht, nahmen sie überhand, brachen aus der Umzäunung, strömten als gefräßiger Schwarm zu den Käfigen aus. Tags darauf fand Papa die Bären, abgenagt bis aufs Gerippe.

Gepfiffen auf alles dort draußen, die morsche Stadt-Land-Kulisse längst verjährter Geschichten! Ich bin gegen Nostalgie. Es verheißt ja nichts Gutes, aus scheinbar sicherer Entfernung auf das Schicksal zu schauen. Und wenn ein geblendetes Auge wieder zu sehen begänne, es wünschte sich wieder die Nacht. Schon der Blick in den Spiegel scheint mir zuweilen